

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **14 (1953)**

Heft 2

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

EXCAVATIONS AT GÖZLÜ KULE, TARSUS. Volume I, Text and Plates. The Hellenistic and Roman Periods. Editor: *Hetty Goldman*, Princeton University Press (1950). 420 S., 276 Tafeln, 9 Pläne.

Die Ausgrabung auf dem Hügel Gözlü Kule bei der Stadt Tarsus wurde in erster Linie wegen der dortigen hettitischen Überreste unternommen. Man kam dabei zunächst auf hellenistisch-römische Siedlungsschichten, denen dieser erste, stattliche Text- und Tafelband gewidmet ist. Die Funde erstrecken sich auf die Zeit von Alexander dem Grossen bis ins 5. nachchristliche Jahrhundert. Obgleich das untersuchte Gelände beträchtliche islamische und moderne Störungen aufwies, konnten einzelne Siedlungsschichten und gewisse Einfüllkomplexe gesondert werden. Die freigelegten Bauten sind unbedeutend. Das Grabungsinventar wird mit peinlicher Sorgfalt vorgelegt: Münzen (Dorothy Hannah Cox), Lampen (H. Goldman und Frances Follin Jones), Amphorenstempel (Virginia Grace), Keramik (F. F. Jones), figürliche Terrakotten (H. Goldman).

Als Vergleichsmaterial zu hiesigen provinzial-römischen Schichten interessiert vor allem die frühkaiserzeitliche Keramik. Für die in Tarsus selbst hergestellte grüne Glasurware ergibt sich leider kein bestimmter Zeitansatz als bisher. Von der aus Italien eingeführten Sigillata sind 18 Stück mit Auflagen verziert und 4 mit späten Reliefs. Entsprechend gehören von den 22 Stempeln 9 zu bekannten Auflagentöpfen und 14 stehen in planta pedis. Das bedeutet, dass hier der arretinische Import erst in tiberischer Zeit einsetzt, während er in der gleichen Zeit unseren Norden kaum noch erreicht. Eine Tatsache, die nicht nur mit dem Aufblühen der südgallischen Fabriken, sondern auch mit bestimmten Handelsabkommen erklärt werden muss.

Obgleich das Werk in grossen Partien aus Katalogen besteht, ist es recht mühsam, sich ein solches Detail, wie das eben genannte, zusammenzustellen. Das Arbeitsprinzip war in erster Linie typologisch und verlangte im übrigen ein möglichst vollständiges Auf-

zählen von Parallelmaterial, was ein Aufblähen des Zitatensapparates zur Folge hatte, mit oftmals ständigen Wiederholungen auf der gleichen Seite. Jede Scherbe ist als ein Einzelding für sich betrachtet und dargestellt, ebenso jede Materialgruppe. Es ist kein Ansatz gemacht worden, die Gegenstände nach den einzelnen Straten und in ihrer Gesamtheit als kulturhistorisches Dokument auszuwerten. Wozu treibt man aber Archäologie, wenn nicht irgendein historisches «Warum» dahintersteht? Über diesen Mangel kann alle Sauberkeit und Akribie in der Materialvorlage nicht hinwegtäuschen. Demgemäss bietet das Werk für die Keramik des Nahen Ostens in Hellenismus und Kaiserzeit zwar viel gutes, zusätzliches Material, aber keine neuen Erkenntnisse.

Elisabeth Ettlinger

ROBERT KNORR: *Terra-Sigillata-Gefässe des ersten Jahrhunderts mit Töpfernamen*. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1952, 83 Tafeln.

Jeder, der mit provinzial-römischer Archäologie zu tun hat, kennt «den Knorr». Auf Grund von Knorrs Arbeiten und besonders des 1919 erschienenen Buches ist es möglich geworden, die in allen Ausgrabungen zutage tretenden gallischen Scherben von Reliefsigillata sicher chronologisch zu bestimmen und einzelnen Töpfern zuzuweisen. Zu diesem Buche ist nun ein seit langem vorbereiteter Zwillingsband erschienen, obgleich das Notizmaterial des Autors weitgehend im Kriege verlorenging.

Auf ein kurzes Begleitwort folgen Fundort- und Töpferverzeichnis, Karte des südgallischen Exports und dann die 83 Tafeln, von Knorrs gleichbleibend meisterlicher Hand gezeichnet. Zwischen die Zeichnungen eingestreut findet man Bemerkungen und Verweise sowie Literaturzitate. Dies ist eine sehr glückliche Lösung. Schnell überblickbar wird auf diese Weise alles Nötige gesagt und das Rückblättern auf einen gesonderten Text erspart.

Das dargebotene Material umfasst in erster Linie signierte Reliefschüsseln und sodann diesen beizuordnende, verwandte Fragmente. Es sind keineswegs alles

«neue» Stücke. Viele waren in anderen Publikationen Knorrs verstreut, und man begrüsst durchaus die neue Zusammenstellung. Dazu gesellen sich zahlreiche Exemplare, die von Kollegen zugesandt wurden, wobei besonders die Engländer hervortreten. Sie sind es auch, die z. B. eine ganze Anzahl von interessanten Stücken aus Vindonissa übermittelt haben. Man sieht wieder einmal deutlich, wie sehr unsere Kenntnis und Urteilsfähigkeit durch jede neu publizierte, signierte Schlüssel bereichert wird. Wie viele liegen wohl noch unbeachtet in Museumsschubladen?

Das Bild vom Umfange des Typenschatzes und der stilistischen Zeitspanne erweitert sich durch das neue Buch für einzelne Töpfer sehr stark. Es sind vor allem *Cadmus, Bilicatus, Melus, Maccarus, Stabilio, Volus, Senicio* zu nennen, also lauter Namen aus der wichtigen Frühzeit.

Während *A. Oxé* mehr die stilistischen Entwicklungslinien herausgearbeitet hat, ist Knorr seiner Methode des Erfassens der einzelnen Töpfer durch Punzenvergleiche treu geblieben. Beides ist nötig. Daneben brauchte man heute eigentlich auch noch eine rein archäologische Betrachtungsweise. Reliefsigillata aus gut definierten Schichten sowie «früheste» und «späteste» Horizonte von historisch begrenzten Fundorten, in einer Zusammenstellung vorgelegt, würde wohl die Mühe lohnen.

Aber zunächst einmal sind wir Knorr ausserordentlich dankbar für seine grosse Leistung im Sammeln, Zeichnen und Sichten.

Elisabeth Ettliger

ELISABETH ETTLINGER UND CHRISTOPH SIMONETT: *Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa*. Mit einem Exkurs von L. Ohlenroth, Bd. III der «Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa», 128 S., 34 Tafeln, Basel 1952.

Der seit 1903 bekannte Schutthügel an der Nordrampe des grossen Legionslagers von Vindonissa ist seit bald einem halben Jahrhundert ein unumgänglicher Markstein in der römischen Forschung nicht nur in der Schweiz, sondern der ehemaligen europäischen Provinzen des Römerreiches geworden. Der Gründe hierfür sind viele: Einmal ist es die riesige Zahl der bereits gebobenen und noch zu erwartenden Objekte, dann ist es die Vielfalt der Objekte aus den Offiziersmessern und Verwaltungsgebäuden, aus den Kasernen und den vielen übrigen Bauten, des täglichen Haushalts der Truppen und deren Ausrüstungen, drittens aber ist es vor allem die Gewissheit, dass der Schutthügel während des 1. Jahrhunderts n. Chr. aufgeworfen und nach Wegzug der dritten Legion (Legio XI Claudia Pia Fidelis) im Jahre 101 n. Chr. nicht mehr benutzt worden ist. Da

ausserdem seit 1923 ein früher Ost- und später Westteil unterschieden werden, von denen der zweite von rund 75 n. Chr. ab beschickt worden ist, bieten sich an diesem Fundort reiche Möglichkeiten für die Chronologie der vielen römischen Keramikgattungen und Formen.

Es war deshalb ein ausserordentlich verdienstliches Unternehmen, wenn der Präsident der Gesellschaft Pro Vindonissa, Prof. R. Laur-Belart, alle Mittel einsetzte, um im Rahmen der 1942 geschaffenen «Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa» die vom seinerzeitigen Leiter des deutschen Limeswerkes, dem 1942 verstorbenen Ernst Fabricius, angeregte Publikation der im Schutthügel gefundenen Keramik trotz grösster Hindernisse – die Arbeit wurde schon 1933 (!) begonnen – endlich 1951 zu realisieren, indem Frau Elisabeth Ettliger, die Bearbeiterin der Keramik aus den Augster Thermen (Ettliger, E., *Die Keramik der Augster Thermen*, Bd. 6 der Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Basel 1949), die von Christoph Simonett in Zeichnung und Katalog weitgehend vorgetriebene Arbeit ausgewertet, erheblich über den dereinst vorgezeichneten Rahmen richtigerweise erweitert und unter Beiziehung von L. Ohlenroth für einen Exkurs über die Firnissschälchen zu gutem Ende geführt hat.

Die vorliegende Publikation ist nicht eine umfassende Darstellung der gesamten keramischen Funde aus dem Schutthügel. Von Anfang an wurde die Terra sigillata beiseite gelassen, ebenso wurde darauf verzichtet, die nach der grundlegenden Veröffentlichung S. Loeschkes (Loeschke, S., *Lampen aus Vindonissa*, Zürich 1919) noch im Schutthügel gefundenen und neue Charakteristika zeigenden Lampen sowie schliesslich auch die Amphoren- und Reibschalenstempel mit einzubeziehen. Deshalb der Titel «Römische Keramik usw.», der vielleicht angesichts der Hereinbeziehung der spätkeltischen bemalten Ware noch eindeutiger mit «Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa» hätte gefasst werden können.

Die *Spät-La Tène-Ware* ist im Windischer Schutthügel so gut vertreten, dass die vorhandenen Funde erlaubten, auf Tafel 1 eine ziemlich umfassende Typologie für das nordhelvetische Gebiet überhaupt aufzustellen. Das unvermittelte Auftreten dieser Ware in Vindonissa – entsprechende Frühfunde von dem praktisch nur durch wenige Einzelfunde und den Halsgraben östlich der Ostmauer des Lagers bekanntgewordenen helvetischen Vicus fehlen einstweilen – hat nach Frau Ettliger seinen Grund in einer Zuwanderung von Töpfern aus dem Basler Becken, eine Hypothese, die zufolge Fehlens eines anderslautenden Nachweises sicher nicht von der Hand zu weisen ist, zumal jedenfalls engere Beziehungen zwischen dem Töpferei-

zentrum auf der Engehalbinsel bei Bern mit dem unteren Aaregebiet einstweilen erst im 2. Jahrhundert nachgewiesen werden können. Wichtig ist die Feststellung Frau Ettlingers, es lägen aus neueren Grabungen der Nordostschweiz Anzeichen dafür vor, dass bemalte Spät-La Tène-Ware bis über die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Geburt hinaus gedreht worden ist.

Unter «Kochgeschirr» wird in einem zweiten Kapitel nach gewohnter Art die grobtonige Keramik zusammengefasst. Beim «Windischer Kochtopf» handelt es sich offensichtlich um ein typisches Militärkochgeschirr. Schade, dass auf S. 11 (unterster Absatz) hinter «Haupttypen des Windischer Kochtopfes» keine Nummern gesetzt sind, man fände sich so leichter zurecht.

Das Kapitel *Terra nigra* ist m. E. etwas zu weit gefasst. Ware in «Technik 1» («gewöhnliche feintonige, hellgraue Ware, evtl. etwas geschmaucht») hätte sich zwecks Wahrung eines eindeutigen Begriffes von «*Terra nigra*» besser in einem eigenen Kapitel «Graue Keramik» oder ähnlich darstellen lassen, zumal die Techniken im Katalog, weil längst vor Abfassung des ideenreichen Haupttextes niedergeschrieben, nicht erwähnt werden. Gewöhnlich wird ja «*Terra nigra*» der «*Terra sigillata*» an die Seite gestellt, welche letzterer in erster Linie die «feine *Terra nigra*» entspricht, die im vorliegenden Buch allerdings erst im 6. Kapitel unter «Firnisware» zur Behandlung gelangt.

Eine sehr geschlossene Gruppe zeigt alsdann die «belltonige Keramik», mit Einbeziehung aller nicht überfärbten weisslich-gelblich-bräunlichen und rötlichen Gefässen. Auffallend ist die Feststellung Frau Ettlingers, wonach bei dieser Gruppe «die La Tène-Elemente stark zurücktreten», weil man ja bei der nahen Verwandtschaft der hier und dort verwendeten beigefärbten Töne das Gegenteil erwarten würde.

Die Abschnitte «*Glasierte Ware*» und «*Firnisware*» sind dadurch vor den andern ausgezeichnet, als hier beideneorts sämtliche einschlägigen Funde vom gesamten Lagerareal Vindonissas vorgelegt werden und im Zusammenhang damit die «südgallischen Firnis-schälchen» in einem Exkurs von L. Ohlenroth auf breiter Basis zur Darstellung gelangen.

Für Vindonissa besonders bedeutsam ist die grosse Gruppe «*Rot überfärbte und geflammte Ware*», weil deren Fabrikation in Vindonissa (oder Umgebung) zufolge vieler Indizien (u. a. Fußsohlenstempel der 11. Legion auf solcher Keramik) lokalisiert werden kann. Vertreter dieser Gruppe sind im helvetischen Gebiet übrigens nur in Vindonissa und Baden-Aquae Helveticae bekannt geworden. Frau Ettlinger suchte folgerichtig anderwärts nach solcher Keramik und fand bisher Parallelen in Strassburg, in Holdeurn bei Nymwegen, in den Kastellen der Wetterau – und in Pannonien. Diese eigen-

artige Fundsituation kann sich die Verfasserin nur aus den vespasianischen Truppenverschiebungen aus panonischen und moesischen Standlagern in die westlichen und nordwestlichen Grenzzonen erklären, was mangels anderer und besserer Deutungen durchaus glaubhaft ist. Dasselbe gilt in bezug auf die von der Verfasserin vorgeschlagene Korrektur der Annahme Felix Staehelins (Staehelin, F., *Die Schweiz in römischer Zeit*, 3. Aufl., Basel 1949, S. 551), wonach die auf Grund der Technik in diese Gruppe gehörigen schlangenumwundenen Kultgefässe nicht Zeugnisse des Sabazius-, sondern des Mithraskultes sind. Der Hinweis auf den Befund von Carnuntum, wo der Mithraskult bereits um 71/72 gepflegt worden ist, ist einleuchtend, und es ist tatsächlich «nicht ganz einzusehen, warum bei der achten Legion..., die den Keim bereits seit dem Jahre 70 in sich trug, der Mithraskult erst in der Mitte des 2. Jahrhunderts zum Ausbruch gekommen sein soll» (S. 64).

Auf Tafel 18 (Nrn. 409–428) werden einige *Sonderformen von Terra sigillata-Imitationen* aufgeführt, die in der monographischen Bearbeitung dieser Keramikart fehlen (Drack, W., *Die helvetische Terra sigillata-Imitation*, Basel 1945); sonst ist diese Gattung wie die *Terra sigillata* u. a. geflissentlich nicht in die Arbeit aufgenommen worden.

Eine Überraschung bietet jedem Archäologen das Kapitel «*Krüge*», zeigt sich doch hier ein unerwarteter Reichtum der Formen allein für das 1. Jahrhundert n. Chr. Geburt! Da ausserdem die rot überfärbten und geflammten Stücke erst nach 70 zur Zeit der XI. Legion geformt worden sind, sind die Nrn. 522–559 auf den Tafeln 23 und 24 noch interessanter als die übrigen.

Bei den «*Reibschalen*» und «*Amphoren*» vermisst man die Stempel leider sehr. Aber da eine separate Veröffentlichung derselben geplant ist, übersieht man dieses Manko leichter. Dagegen ist es ausserordentlich zu bedauern, dass hier aus Ersparnisgründen auf ein und derselben Tafel bis fünf verschiedene Maßstäbe verwendet werden mussten.

Der letzte Teil des Buches ist «*Fragen der Chronologie innerhalb des Schutthügels*» gewidmet, welchen die Verfasserin an Hand des 1944/45 gehobenen Materials und auf Grund der nach neuen Gesichtspunkten unternommenen Versuchsgrabung von 1948 nachging. Zahlreiche Tabellen, getrennt vorab nach den im Hauptteil unterschiedenen Keramikgruppen, und Zeichnungen diverser Töpfereigattungen im schematisierten Profil von 1948 machen den Leser mit neuen Auswertungsmethoden des in dichten Mengen im Schutthügel vorhandenen Abraumes bekannt. Das Dargebotene lässt nur einem Wunsch Raum: es mögen die hier demonstrierten Methoden bei jeder neuen

Schutthügelgrabung angewendet und immer mehr verfeinert werden. Der von der Verfasserin auf Grund einer Anregung von Prof. E. Vogt in Zusammenarbeit mit Fräulein Victorine von Gonzenbach aufgezeigte Weg eröffnet hoffnungsvolle Perspektiven.

Die «Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa» ist ein ausserordentlich wichtiger Beitrag zur Geschichte der provinziäl-römischen Keramik und der Weg, den hier Frau Ettlinger beschritten hat, äusserst nachahmenswert. Leider wurde ganz offensichtlich bei der Drucklegung der Arbeit allzu sehr gespart. Durch Abtrennung des Kataloges vom Allgemeinen Teil hätte die Veröffentlichung den ihr gebührenden Handbuchcharakter erhalten. Ausserdem hätte sich durch entsprechende typographische Gestaltung die Benützung des Buches wesentlich erleichtern lassen: es wäre übersichtlicher geworden. Die Fassungen Loeschkes und Ritterlings z. B. (Loeschcke, S., *Keramische Funde in Haltern*, Mitt. d. Altertumskommission für Westfalen V, 1911, bzw. Ritterling, E., *Das früh-römische Lager bei Hofheim i. T.*, Ann. des Vereins für Nassauische Altertumskunde, Bd. 40, 1912) sollten auch in dieser Beziehung als Ausgangsbasis genommen werden. Die Ineinanderschachtelung von Beschreibendem (Allgemeinem) und Katalogteil ist besonders augenfällig nach dem Exkurs von L. Ohlenroth, wo auf S. 52 der Katalog zum Text auf den Seiten 38–41 folgt. Auch die Abkürzungen sollten auf ein Minimum reduziert werden, zumal wenn Abkürzungen für technische Begriffe wie «Bodenscherbe» und Literaturangaben, wie «Bonner Jahrbücher» mit denselben Charakteren als «BS» bzw. «BJ» in den Text aufgenommen werden. Schliesslich scheint mir auch die Vereinigung von «Abkürzungen, Literatur, Fachausdrücken und wichtigen Daten mit kurzen Erläuterungen» in ein und demselben Verzeichnis wenig glücklich, auch wenn Spargründe zu solchen Vorkehrungen zwingen scheinen.

Walter Drack

HANSJÖRG BLOESCH und HERBERT ISLER: *Bericht über die Ausgrabungen in Oberwinterthur (Vitodurum) 1949–1951*. 83. Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft Winterthur, 1952.

Die Ausgrabungen auf dem Kirchhügel von Oberwinterthur stellen eine der interessantesten Entdeckungen der letzten Jahre auf dem Gebiet der gallo-römischen Archäologie unseres Landes dar. Die vorliegende kleine Schrift ist somit ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der römischen Periode unserer Geschichte und lehrt uns, welche präzisen Ergebnisse aus einer Grabung resultieren können, die sich doch in erster Linie nach dem Gang der Bauarbeiten zu richten hatte. Es liegt freilich hier ein seltener Idealfall vor, wo der lei-

tende Architekt der Bauarbeiten zugleich auch ein lebhaftes Interesse für die Erforschung der Vergangenheit an den Tag legt und die oft divergierenden Wünsche von Bauleitung und Ausgräbern bei einer Person liegen, die beiden Belangen gerecht zu werden versteht. Man möchte auch andern Fundplätzen eine solche Bauleitung wünschen.

Wo wir auch aufschlagen finden, wir interessante neue Resultate mitgeteilt. Die Umfassungsmauer des spätrömischen Kastells hat durch die neuen Sondierungen recht konkrete Gestalt angenommen, die Form der Türme (halbrund) ist uns nun bekannt, und auch der Gesamtplan sieht wesentlich anders aus, als man bisher angenommen hatte. Dies ist um so wertvoller, als Vitodurum eines jener wenigen Kastelle des 4. Jahrhunderts ist, dessen genaues Gründungsdatum in diokletianischer Zeit wir kennen. Wir haben somit nun endlich ein sicher datiertes spätrömisches Kastell, das wir einigermaßen fassen können, denn erst durch die Ausgrabungen der Jahre 1949–1951 hat der in der Bauinschrift vom Jahre 294 (CIL-XIII 5249) genannte «Murus Vitudurensis» für uns eine bestimmte Form angenommen. Man wird von diesem sicher datierten und genau bekannten Kastell aus doch nun allerlei Schlüsse auf einige andere spätrömische Festungen der Schweiz ziehen können. Auch der Spitzgraben, der an die 15 m westlich der Kastellmauer angeschnitten wurde, könnte zum spätrömischen Kastell gehören. Darauf hin weist einmal die Breite der Berme, die ihn von der Mauer trennt, und der charakteristische Böschungsknick auf Kote 467.70 in seinem Profil. Der Böschungsknick scheint bei spätrömischen Gräben allgemein üblich gewesen zu sein, wie neuerdings die beiden Gräben des spätrömischen Kastells Basilia wieder gelehrt haben.

Neben den Entdeckungen aus der spätrömischen Zeit ist der Fund eines Tempels auf dem Kirchhügel von Oberwinterthur ein weiteres hochwichtiges Ergebnis. Man war früher stets geneigt, jede auch nur einigermaßen alte Kirche als Nachfolgerin eines römischen Tempels anzusprechen. Das stimmt in vielen Fällen nicht, wie uns etwa das Beispiel des Basler Münsters lehrt. Oberwinterthur zeigt uns nun, wie in einem Falle, wo die Sukzession der christlichen Kirche auf einen heidnischen Tempel tatsächlich nachgewiesen ist, dieses heidnische Heiligtum eigentlich ausgesehen hat. Nicht ein klassischer Peristyltempel, an den man nur zu oft bei der Behandlung dieser Sukzessionsfragen denkt, sondern ein gallo-römischer Umgangstempel ist zutage getreten. Wir müssen daraus entnehmen und uns aneignen, wonach wir bei Ausgrabungen in alten Kirchen, die eventuell an der Stelle heidnischer Kultstätten errichtet sein könnten, zu suchen haben, nicht nach einem klassischen Tempel, sondern nach dem

gallo-römischen Heiligtum. Der Fund des Tempels und der ihn einst umgebenden Häuser haben uns aber auch mit einem Schlage wiederum erkennen lassen, wie wir uns die wenigen geschlossenen Siedlungen in der römischen Schweiz des 1.–3. Jahrhunderts vorzustellen haben. Ähnlich mögen Turicum, Salodurum, Olten, Basel und der Vicus Vindonissensis ausgesehen haben. Diese Orte nahmen eine Zwischenstellung zwischen den grossen Koloniestädten Augst, Aventicum, Nyon und dem durch zahllose Gutshöfe erschlossenen weiten Land ein.

Als drittes wichtiges Ergebnis der Ausgrabungen ist die Tatsache hervorzuheben, dass Vitudurum nun ebenfalls unter die Fundorte früh-römischer Sigillata eingereiht werden muss. Elisabeth Ettliger behandelt diese Funde in einem speziellen Abschnitt. Wir wissen bekanntlich noch sehr wenig über die Organisation der römischen Schweiz in der Zeitspanne zwischen der Niederlage bei Bibracte (58 v. Chr.) und der Gründung des Legionslagers Vindonissa (um 9 n. Chr.). Ganz langsam tauchen da und dort Funde auf, die uns über die militärische Besetzung des Landes vor der Erbauung von Vindonissa belehren. Die Funde in Zürich belegen in erster Linie einen Stützpunkt aus der Zeit des Räterkrieges (15 v. Chr.), die aus Basel militärische Posten aus der selben Zeit sowie ein sogenanntes Drususkastell (um 12 v. Chr.) und ein Kastell, das etwa gleichzeitig mit Vindonissa gegründet wurde (um 9 n. Chr.). E. Ettliger datiert die früheste Periode in Oberwinterthur auf Grund der arretinischen Terra sigillata in die Zeit zwischen 20 und 12 v. Chr. und bringt sie in Zusammenhang mit dem Räterfeldzug des Jahres 15 v. Chr.

Hier muss aber bemerkt werden, dass die frühesten Funde aus Basel und Zürich (Lindenhof) doch noch anders aussehen als die auf Taf. IV, 1–9 in der zu besprechenden Arbeit abgebildeten Funde. Diese scheinen ihrer Rand- und Fussbildung nach zum sogenannten Service Ic, wie es E. Vogt in seiner Publikation über den Lindenhof in Zürich auf S. 151 herausgearbeitet hat, anzugehören. Scherben des Gefässsatzes Ia (nach E. Vogt), die auf dem Lindenhof und in Basel für die allerfrühesten Schichten typisch sind, fehlen in Oberwinterthur noch. Wir möchten also die bisher frühesten Funde von Vitudurum eher um das Jahr 10 v. Chr. ansetzen.

Wichtig ist aber vor allem, dass durch diese Funde ein neuer früh-römischer Siedlungspunkt (ob militärischer oder ziviler Natur muss, wie auf S. 32 der Arbeit mit Recht gesagt wird, noch offenbleiben) der Jahre nach 58 v. Chr. und vor der endgültigen militärischen Organisation mit Zentrum in Vindonissa gefunden ist.

So kann abschliessend festgestellt werden, dass die kleine, durch vorzügliche Pläne und Profile ausgezeichnete Arbeit nicht nur für die Geschichte des Platzes Vitudurum, sondern auch für unsere Kenntnis aller Perioden der gallo-römischen Epoche der Schweiz wichtige Erkenntnisse gebracht hat.

Rudolf Fellmann

FRITZ FREMERSDORF, *Figürlich geschliffene Gläser einer Kölner Werkstatt des 3. Jahrhunderts*. Römisch-germanische Forschungen, Band 19, Verlag von W. de Gruyter & Co., Berlin 1951. 31 Seiten, 9 Abbildungen und 23 Tafeln. Preis DM 22.–.

Der Verfasser – als Spezialist für das römische Köln und im besonderen der dortigen Glasindustrie – legt hier eine Gruppe von 25 geschliffenen farblosen Gläsern vor, die er glaubt einer einzelnen Werkstatt zuweisen zu dürfen. Der Nachweis, dass Köln der Herstellungsort ist, geschieht auf Grund der Verbreitung der Fundorte solcher Erzeugnisse, deren Masse in Köln und dem Rheingebiet liegt. Vereinzelt stammen aber auch aus England, Frankreich, Italien und Ungarn. Nach den Feststellungen Fremersdorfs soll nach der römischen Frühzeit kein wesentlicher Export von Glas aus dem Mittelmeergebiet nach dem Norden stattgefunden haben. In der Spätantike ist Köln an sich eines der Zentren der Glasfabrikation. Besonders wichtig ist die Gläsergruppe, weil ihre Darstellungen figürliche sind, die interessanterweise zu grossem Teil dem Motivschatz der griechischen Mythologie entnommen sind. Zudem sind erklärende Namenbeischriften griechisch geschrieben. Der Verfasser zeigt, dass dies für Köln mit seiner in den besseren Kreisen «hellenistischen» Kultur nicht erstaunlich ist. Die Technik und infolgedessen auch der Stil der Glasverzierung spiegelt nach Fremersdorf eine Entwicklung wider, ausgehend von mit dem Feuerstein eingeritzten Mustern und über die reich geschliffenen und gravierten endend mit einfachen geometrischen Mustern. Dass dies Gläser Kölner Erzeugnisse sind, zeigt sich auch im provinziellen Stil der Ornamente. Einzelne ganze und fragmentierte Stücke aus zweifellos südlichen Werkstätten besitzen eine wesentlich bessere Schlifftechnik mit dem Ziel einer feineren Durchmodellierung der Figuren. Die weite Verbreitung der Kölner Stücke erweist erneut die Bedeutung Kölns als Produktions- und Handelsstadt. Verkehrswege lassen sich – mit Fremersdorf – wahrscheinlich machen, doch müssen natürlich nicht alle Gläser auf kürzestem Wege an ihren Fundort gelangt sein. Der Band rechtfertigt sich vor allem durch seine Tafeln, die die meist schwer zu photographierenden Objekte zum besseren Verständnis oft auch in Zeichnungen wiedergeben.

Emil Vogt

KURT WEITZMANN: *The fresco cycle of S. Maria di Castelseprio*. Princeton Monographs in Art and Archaeology XXVI. Princeton University Press (1951).

Im Jahre 1945 wurde in Castelseprio in der Provinz Varese, unmittelbar südlich des dem Kunsthistoriker wohlbekannten Castiglione d'Olona, ein Wandgemäldezyklus entdeckt, der offenbar das Werk byzantinischer Künstler ist. Der merkwürdige Fund hat berechtigtes Aufsehen erregt und ist seither der Gegenstand lebhafter, zuweilen sogar heftiger Diskussionen geworden. Die Frage ist auch für uns von grösstem Interesse, handelt es sich doch um ein Denkmal, das nicht sehr weit von unseren Grenzen entfernt gelegen ist.

Der Freskenzyklus, der Geschichten Mariens und der Jugend Christi darstellt, befindet sich nicht in der Pfarrkirche des heutigen Ortes, sondern in einer etwa 1 km nördlich davon in einem Buschwalde, einem richtigen Maquis gelegenen, längst verfallenen Burgstelle, welche die Reste alter Gebäulichkeiten und Kirchen aufweist. Das noch am besten erhaltene Bauwerk ist die einstige Marienkirche, von kleeblattförmigem Grundriss. Die Malereien bedecken, in grosse Felder geteilt, die Mauerflächen zwischen den Fenstern der östlichen Apsis sowie die Rückwand des stark eingezogenen Triumphbogens.

Die Kompositionen gemahnen in ihrer Feinheit und Weite an die berühmten Mosaiken der Kahrie-Djami in Konstantinopel; ihr Stil ist aber freier und mutet in manchen Zügen ganz antik an. Es ist auch kaum denkbar, dass am Anfang des 14. Jahrhunderts, als sich die gotische Kunst ausbreitete, in der Lombardei noch byzantinische Künstler gearbeitet hätten. Zudem hatte damals Castelseprio schon lange seine Bedeutung eingebüsst.

In dem aufwändigen Prachtwerke «Santa Maria di Castelseprio», das 1948 in Mailand erschien und die wissenschaftliche Welt mit dem ungewöhnlichen Fund bekannt machte, hat G. P. Bognetti die Geschichte des Ortes ausführlich dargestellt und gezeigt, wie Castelseprio, das in langobardischer Zeit ein wichtiger Hauptort einer ganzen Provinz, des Contado del Sepriasca, war, wozu auch das Mendrisiotto gehörte, später jedoch immer mehr zurückging; seit dem elften Jahrhundert wurde es von Mailand völlig in den Schatten gestellt.

Diesem Umstande entsprechend, setzte der Entdecker der Fresken, der früh verstorbene Capitano d'Arzago, der im gleichen Werke deren künstlerisches Phänomen zu deuten suchte, ihre Entstehung ins 7. Jahrhundert, als unter Kaiser Heraklius in Byzanz die antike Überlieferung eine neue Belebung erfuhr. Das Auftreten byzantinischer Künstler in der Lombardei zu jener Zeit erklärte der Mailänder Kunst-

historiker damit, dass diese damals auf der Flucht vor dem Einfall der Araber aus Syrien und Ägypten als Melchiten bei den arianischen Langobarden Aufnahme gefunden hätten.

Demgegenüber sucht nun Kurt Weitzmann zu belegen, dass so freie Kompositionen mit landschaftlichen Elementen im 7. Jahrhundert, der Zeit vor dem Ikonoklasmus, nicht nachweisbar seien. Die teilweise wie auf pompejanischen Wandgemälden bewegten Figuren unterscheiden sich durchaus von den streng gereihten Gestalten in S. Maria Antiqua in Rom. Weitzmann macht dagegen auf die Verwandtschaft der antiken Anklänge mit denjenigen des berühmten Pariser Psalters aufmerksam, der zweifellos ein Werk der Renaissance des 10. Jahrhunderts unter den makedonischen Kaisern ist. Andererseits verweist er auf die Übereinstimmungen mit der Josuarolle, die man bisher ebenfalls für eine Kopie des 7. Jahrhunderts nach einer Vorlage des 3. hielt, die Weitzmann aber ins 10. Jahrhundert versetzt. Das Vorkommen byzantinischer Künstler in der Lombardei erklärt er mit den damals angeknüpften Verbindungen mit dem griechischen Kaiserhofe. 927 ging eine Gesandtschaft des Usurpators des Königsthrons von Italien, Hugo von Vienne (926–945), an den Usurpator in Byzanz, Romanos Lakapenos (919–944) (Liutprand von Cremona, *Antapodosis*, III, 22–24, M. G. SS. in usum scholarum, ed. Dümmler, XVII, pp. 62–63). Der rechtmässige griechische Kaiser, Konstantin Porphyrogennetos (912–959), übermittelte Hugo seinerseits Geschenke im Jahre 935 (*Liber de Ceremoniis*, II, 44). 942 endlich bat Romanos Lakapenos den König Hugo um eine Prinzessin für seinen Sohn Konstantin. Hugo gestand ihm freilich, keine legitime Tochter zu besitzen, erklärte sich jedoch bereit, ihm eine Tochter von grosser Schönheit aus einer illegitimen Verbindung zu senden (Liutprand, V, 14). Romanos akzeptierte, vermählte aber dann diese Bertha, die in Konstantinopel den Namen Eudokia erhielt, 944 mit dem Sohne des Konstantin Porphyrogennetos, Romanos II. (959–963) (Liutprand, V, 20). Bertha starb schon nach fünf Jahren, und Romanos II. verheiratete sich in zweiter Ehe mit jener Theophanu, die ihren Schwiegervater und ihren Gatten aus dem Wege schaffte, sich mit dem General Nikephoros Phokas (963–969) verband und hernach auch diesen verriet, um sich, allerdings erfolglos, dessen Nebenbuhler, Johannes Tsimisges (969–976), zu nähern. Dieser Theophanu Tochter gleichen Namens ist vom deutschen Kaiser Otto dem Grossen für seinen Sohn Otto II. begehrt worden.

Einen weiteren Anhaltspunkt für die Datierung ins 10. Jahrhundert erblickt Weitzmann in den Graffiti der Apsis, in denen der Erzbischof Arderich von Mailand

(938–945) genannt wird. Der Name eines andern Erzbischofs ist weniger deutlich zu entziffern: Weitzmann entscheidet sich für Landulf II. (979–998) und gelangt so zu einer ziemlich genauen Fixierung auf einige wenige, eng umgrenzte Jahre.

So scharfsinnig die These Weitzmanns ist, so erwecken doch die historischen Argumente zunächst einige Bedenken. Die zeitliche Basis ist überaus schmal. Die Geschenke des Konstantin Porphyrogenetos werden zum Teil namentlich aufgezählt, von Künstlern aber, die nach der Lombardei gekommen wären, ist nicht die Rede. Andererseits erwähnt Weitzmann mit keinem Worte, dass Hugo schon 945, also drei Jahre nach der «Climax» seiner Beziehungen zu Byzanz, abdankte und 947 starb. In den Heiratsverhandlungen von 942 verlautet nichts von der Gegengabe byzantinischer Maler.

Was für eine Rolle Castelseprio damals spielte, ist nicht bekannt. Die Graffiti geben darüber keine Auskunft. Sicher ist nur, dass sie nachträglich in die Mauern gekratzt worden sind. Paläographisch lässt sich nicht entscheiden, ob mit Landulf nicht auch der erste des Namens gemeint ist, der 896 bis 899 Erzbischof von Mailand war. Es fragt sich, zumal beim näheren Zusehen, ob Capitani d'Arzago nicht doch recht hatte, wenn er «con grandissima probabilità» nicht Landulf, sondern Tado lesen wollte. Tado sass 860–868 auf dem Mailänder Stuhl.

Dagegen hat Weitzmann wahrscheinlich recht, wenn er gegen das Vorgehen Capitani d'Arzago Einspruch erhob, der die Entstehung der Malereien von diesem «terminus ante quem» nochmals um ein volles Jahrhundert hinaufschob. Andererseits jedoch ist die Übereinstimmung mit dem Psalter in Paris keineswegs so vollständig, wie dies Weitzmann gerne möchte. Die Malweise des Psalters ist weit weniger flüssig, die Kompositionen sind viel gedrängter und nicht so weiträumig wie in Castelseprio. Das Psalterexemplar im Vatikan ist nochmals trockener. Was die Josuarolle betrifft, so wäre es wohl am Platze gewesen, wenigstens in ein paar Sätzen zu sagen, was den Autor veranlasste, diese im Gegensatz zur bisherigen Gewohnheit ins 10. Jahrhundert zu datieren, statt bloss auf die Studie zu verweisen, die er diesem wichtigen Denkmal gewidmet hat. Denn diese steht dem Leser bei der Lektüre des Buches über Castelseprio vermutlich nicht immer gerade zur Verfügung.

Für Weitzmann scheint es eine unumstößliche Tatsache zu sein, dass die «byzantinische Renaissance» erst nach der Wiedereinkunft des Bilderfriedens (843), ja eigentlich erst unter den makedonischen Kaisern, seit dem Ende des 9. Jahrhunderts, zur Entfaltung gekommen sei. Schon unter der Kaiserin Irene, von 787–815,

gab es eine Zeit der Wiederherstellung der Bilder, und es liegt nahe, dass nach der langen Unterbrechung manche Künstler schon damals nicht nur an die letzten Werke aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts, sondern auch an weiter zurückliegende antike und antikisierende Vorlagen anknüpften.

In der Tat bestehen höchst bedeutsame Zeugnisse einer früheren Renaissance der antiken Kunst in Byzanz, allerdings nicht im Osten, sondern – wie Castelseprio selbst – im Westen. In erster Linie ist da zu erinnern an die beiden grossartigen Evangeliare, die heute noch zu den kaiserlichen Schätzen von Aachen und Wien gehören. Sie sind offenbar von griechischen Wanderkünstlern ausgemalt. Neben einem der Evangelistenbilder des Wiener Exemplars steht der Name «Demetrius presbiter» beige geschrieben, worauf schon Goldschmidt in seiner «Deutschen Buchmalerei», S. 38, aufmerksam gemacht hat. Der Name kommt im Westen nicht vor; seine Schreibweise ist latinisiert, wie die Namensbeischriften von Castelseprio. Die Bilder zeigen einen virtuos malerischen, pastosen Vortrag, wie er uns in den besterhaltenen Teilen von Castelseprio begegnet. Die Darstellung der Aachener Handschrift, die die vier Evangelisten in einer Landschaft vereinigt, besitzt jene Weite der Komposition, die uns die Psalterien von Paris und Rom vermissen lassen. Dass die Handschriften von Aachen und Wien spätestens dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehören, das beweist das Evangeliar von Epernay, dessen Evangelisten in der nervösen Manier der einheimischen Malerschule des Klosters Hautvilliers bei Epernay ganz unbestreitbar die Figuren der kaiserlichen Bücher kopieren. Das Evangeliar von Epernay ist vom Erzbischof Ebbo von Reims (seit 817) bestellt worden, und als er 835 von Kaiser Ludwig dem Frommen abgesetzt wurde, weil er mit dessen Söhnen Partei gegen ihn ergriffen hatte, war es noch nicht abgeliefert; es blieb in Hautvilliers zurück und gelangte erst bei der Säkularisation durch die Französische Revolution völlig frisch und unbenutzt in die Bibliothek von Epernay. In Hautvilliers ist auch, wie man heute allgemein annimmt, der Psalter von Utrecht entstanden, dessen weitangelegten Federzeichnungen mit ihren antiken und orientalischen Reminiscenzen auf einen Zusammenhang mit dem Osten deuten.

Auch zwischen Karl dem Grossen und Byzanz gingen Boten und Geschenke hin und her, und es liegt nahe, dass sich bei dem im Jahre 815 neu ausbrechenden Bildersturm griechische Künstler nach dem Westen retteten. Die genannten Evangeliare scheinen dies in der Tat zu erhärten. Griechische Bauleute errichteten die Bartholomäuskapelle in Paderborn.

Aus dem Ende der Langobardenschaft und aus der

Regierungszeit Karls des Grossen besitzen wir auch ein wichtiges Lebenszeichen des Ortes Castelseprio, das wir aus anderen Perioden seiner Existenz vermissen. Es ist damals, wie augenscheinlich nie zuvor und nie hernach, eine der grossen Münzstätten der oberitalienischen Ebene. Dies ging erstmals eindeutig hervor aus einem Münzfunde, der 1904 in unserem Lande, in der Nähe von Ilanz, gemacht worden ist. Er wird heute im Rätischen Museum in Chur als besondere Kostbarkeit aufbewahrt. Der Fund, der von Fritz Jecklin in den Mitteilungen der Bayerischen Numismatischen Gesellschaft, XXV, 1906/07, und dann in einer italienischen Übersetzung in den Memorie Storiche Forogiuliesi, III, 1907, publiziert worden ist, besteht aus 63 Goldstücken. Davon sind 60 sogenannte Tremissen, wie sie damals nur in Oberitalien geprägt wurden; in Gallien bestand zur Karolingerzeit nur die Silberwährung. Von 28 Stücken, die den Namen des letzten Königs der Langobarden, Desiderius (757-774), tragen, zeigen 8 auf dem Revers die Umschrift FLAV. SIBRIO und bilden damit den grössten Anteil gegenüber 6 aus Mailand, 5 aus Pavia, 5 aus Treviso, 3 aus Vicenza und 1 aus Vercelli. Von den 32 Stücken mit dem Namen Karls des Grossen (774-814) ist eines aus Castelseprio. Eine weitere Ergänzung bildet ein Silberdenar, der ebenfalls in unserem Lande, in Grono im Misox, gefunden wurde, und der heute als besondere Rarität dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich gehört (E. Hahn, Ein Denar Karls des Grossen von Castel Seprio, *Revue Suisse de Numismatique*, XVIII, 1912, p. 88). Bognetti hat den Fund von Ilanz wenigstens beiläufig erwähnt; er diente ihm zum Nachweis der einstigen Bedeutung des Ortes, aber verbindlichere Schlüsse hat er daraus nicht gezogen. Sollten aber diese Emissionen nicht einen Hinweis darauf darstellen, dass gerade damals Castelseprio eine besondere Blüte kannte? Die Numismatik, die von der Historie allzu oft vernachlässigt wird, liefert zuweilen eine wichtige Ergänzung und Stütze.

Die stark verengten Bogen, welche in die Apsiden führen, und die Hufeisenform der Fenster der Kirche von Castelseprio widersprechen nicht einer Entstehung im 8. oder im beginnenden 9. Jahrhundert. Beide Elemente finden sich auch in Saint-Philbert-de-Grandlieu (819-836), hufeisenförmige Bogen in Germigny-des-Prés (799-818) und auf dem Reliquienkästchen, das Pipin von Aquitanien (814-838), der Sohn Ludwigs des Frommen, dem Schatz von Conques schenkte.

Im Gegensatz zu Weitzmanns Plädoyer zugunsten des 10. Jahrhunderts erschiene es uns richtiger und fruchtbarer, einmal alle Vergleichsmöglichkeiten auszuweiten und die verschiedenen Arten der Zusammenhänge und Verbindungen zu erwägen. Jedenfalls steht

fest, und die Einwirkung des Orients und der Antike auf die Kunst der Karolingerzeit erweist es, dass die Renaissance antiker Elemente schon lange vor dem 10. Jahrhundert in Byzanz in Aufnahme gekommen war; ja wahrscheinlich sind dort zu allen Zeiten hieratische und antikisierende Strömungen nebeneinander gelaufen. Die Vorstellung der byzantinischen Kunst in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen ist dadurch erschwert, dass ihre Überlieferung infolge der Zerstörungen des Ikonoklasmus, des lateinischen Kreuzzugs, der Vernachlässigung der Türkenherrschaft, durch Erdbeben und fortschreitenden Verfall weit fragmentarischer und lückenhafter ist, als man sich meist Rechenschaft gibt.

Die Wandgemälde von Castelseprio werfen in ihrer örtlichen und zeitlichen Isolierung noch immer schwierige Fragen auf. Noch viele Diskussionen werden darüber stattfinden. Das Buch Weitzmanns erscheint uns eher dazu angetan, gerade solche erneut hervorzurufen, als dass es die Probleme endgültig gelöst hätte. Je länger man sich damit beschäftigt, um so rätselvoller und seiner Schönheit wegen um so fesselnder wird das Vorhandensein dieses byzantinischen Bilderzyklus auf lombardischem Boden, in nächster Nähe unserer Grenzen.

Hans Reinhardt

RENÉ LOUIS: *Les églises d'Auxerre, des origines au XI^e siècle*. Chez Clavreuil, Paris 1952.

Dans un guide, on lirait sans doute que la ville d'Auxerre en Bourgogne «vaut un détour». L'archéologue par contre sera sûrement d'avis qu'Auxerre mérite que l'on s'y rende par voie directe. Déjà la vue cavalière, à l'approche de la ville, est saisissante. Suspendue, littéralement, sur la rive gauche de l'Yonne, la cité surgit comme une vieille gravure, surmontée de ses nombreuses tours qui se découpent sur l'horizon. Deux grands sanctuaires, perchés sur des buttes qu'escaladent d'étroites ruelles, la dominant et lui confèrent leur cachet: la cathédrale Saint-Etienne et l'église Saint-Germain. La cathédrale d'abord qu'enrichissent de superbes bas-reliefs au pieds-droits des portails et de magnifiques vitraux inondant l'intérieur d'une lumière limpide, est sans conteste le plus parfait édifice du XIII^e siècle en Bourgogne. L'église Saint-Germain qui a subi au cours des temps de si nombreuses mutilations, est accompagnée d'un puissant clocher roman couronné d'une haute flèche de pierre. Enfin l'ancien palais épiscopal, la Préfecture actuelle, présente dans sa galerie ajourée d'arcades romanes un important témoin de l'art profane du XII^e siècle.

Mais Auxerre est riche surtout en monuments du haut moyen âge. René Louis les décrit et les interprète dans une récente publication avec tout l'amour du

connaisseur et la légitime fierté du patriote local. Mais malgré les origines auxerroises de l'auteur, son livre ne se ressent nullement d'un certain esprit de clocher. Professeur à l'université de Caen, habitant Paris, il parcourt avec la même aisance le monde monumental depuis les temps romains jusqu'au moyen âge, sans négliger pour autant dans ses enquêtes la vie des lettres, les recherches passionnantes des origines de la chanson de geste.

C'est donc un maître, habitué aux larges horizons, qui nous servira de guide dans sa ville natale et nous en révélera les trésors des hautes époques. Après avoir expliqué le site romain et l'histoire ecclésiastique des premiers siècles, il nous mène dans la basilique découverte sous l'église Saint-Pélerin et la crypte de Saint-Amatre. Le monument capital cependant est la crypte carolingienne de Saint-Germain enfermant la tombe du grand évêque auxerrois du V^e siècle. Ce sanctuaire souterrain, entrepris vers 840 par le comte Conrad d'Argovie sur une maquette de cire et consacré en 859 en présence de Charles le Chauve, se compose d'une salle centrale, la confession, dont les architraves de chêne sont supportées de colonnes couronnées de remarquables chapiteaux carolingiens, et d'un couloir à retour d'équerre qui conduisait jadis vers une rotonde érigée sur la pente de la colline. La gloire de cette crypte est sa décoration de peintures murales carolingiennes découvertes par René Louis lui-même en 1927.

L'auteur parle ensuite de la curieuse avant-nef de la même église, démolie en 1811, et nous conduit enfin dans la vaste crypte romane de la cathédrale avec sa fresque symbolique ornant la voûte de la chapelle d'axe et représentant le Christ à cheval.

Tous ceux qui s'intéressent aux monuments du haut moyen âge, ne sauraient ignorer cet ouvrage si important pour la connaissance de ceux d'Auxerre. Pour préparer leur visite, ils ne trouveront pas de guide plus compétant.

Hans Reinhardt

WALTHER BUCHOWIECKI: *Die gotischen Kirchen Österreichs*. Verlag Franz Deuticke, Wien 1952, XII und 490 S., 73 Tafeln.

Ein Buch, das viel mehr gibt, als sein Titel verspricht. Das «Dritte Hauptstück» (wie der Verfasser die Kapite altertümlich benennt) bringt das, was man erwartet, den geglückten Versuch einer geschichtlichen Entwicklung, dargestellt auf über 200 Seiten. Die Linie führt vom Verebben der lombardischen Einflüsse über die ältesten Teile der Wiener Schottenkirche zur klassischen Frühgotik der Zisterzienser in Lilienfeld (1202), über die in Österreich für die gesamte Bauentwicklung führenden Minoritenkirchen und die reife Gotik der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (St. Veit a. d. Glan,

Enns, Bürgerspitalkirche von Salzburg, Zwettl) zu den Werken der reifen Gotik (Weiterführung des Langhauses von St. Stephan) und endet mit den sehr zahlreichen Bauten der Spätgotik, von denen bei uns nur Maria am Gestade in Wien und das Chor der Salzburger Franziskanerkirche bekannt sind, während die zahlreichen und oft ungemein reizvollen Bauten in der Art von Pöggstall, St. Valentin und Schwaz kaum beachtet werden. Für die schweizerische Forschung ist hier der Abschnitt über das Nordtirol (die Hütte von Hall und das Vorarlberg) besonders wichtig, wegen der Beziehungen zu Graubünden (Stephan Klein, Andreas Bühler). Da die Inventarisierung der österreichischen Kunstdenkmäler sehr langsam fortschreitet, sind die Schweizer Kunstforscher für diesen Abschnitt des Werkes von Buchowiecki besonders dankbar.

Diesem Abschnitte gehen aber zwei grosse Hauptstücke voraus, die um ihrer Methodik willen besonders willkommen sind. Das erste ist typologisch. Es gruppiert den Stoff zuerst nach der Zweckbestimmung: Bischofskirchen, Nonnenkirchen, Wehrkirchen, Grabkirchen, Karner usw., bis hinab zu den Totenleuchten, Wegsäulen und Bildstöckchen. Dann werden die Grundrisse analysiert und verglichen, von den einachsigen Bauten ausgehend, von den einschiffigen bis zu den mehrschiffigen mit einer oder drei Apsiden, mit geradem Schluss usw. zu den für Predigträume besonders geeigneten zweiachsigen in allen Abarten (Einsäulenkirchen, zweischiffig ohne Apsis, mit einer, mit zwei gleichwertigen und zwei ungleichwertigen Apsiden). Die Querschiffform, die verschiedenen Schlüsse der Apsiden usw. gelangen separat zur Darstellung. Erst dann geht der Verfasser zum Aufriss über, zum basilikalen Typus, den reinen Hallen, den Staffelnkirchen (wie der Verfasser für die sogenannten «unreinen Hallen» sagt, also für jene Raumform, die unter den modernen Baukünstlern vor allem von Karl Moser geschätzt wurde). Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit den einzelnen Baugliedern, den Strebe Pfeilern, Strebebogen, Fenstern, Masswerken usw., also der gesamten Aussengliederung, der sich sinngemäss die raumbildenden Bauteile anschliessen, die Wand- und Deckenelemente (Diensten, Blendarkaden, Gewölbeformen, Rippen, Schlußsteine). Ausgreifend abgeschlossen ist eine Betrachtung über die gesamte formale Erscheinung (Linie – Fläche – Blockwirkung, Licht und Schatten, Farbe). Ein letztes Kapitel gilt der Raumwirkung, die ganz ausgezeichnete Analysen beisteuert.

Das zweite Hauptstück bringt zuerst ein Kapitel über die Baumaterialien und gibt hierauf eine knappe, hochwillkommene Zusammenfassung über mittelalterliche Architekturtheorie und Bauhütten, um hernach

die seit anderthalb Jahrhunderten aufgestellten und sich oft krass widersprechenden Meinungen über die Entstehung der Gotik übersichtlich zusammenzufassen und schliesslich in grosse geistesgeschichtliche Betrachtungen zu münden, die bis zu Anton Bruckner vorstossen.

In der Anlage erinnert das Buch an das bei uns leider fast in Vergessenheit geratene gründliche Werk Fritz Gysis «Die kirchlichen Bauten der deutschen Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert» (Trüb & Co., Aarau 1914) und teilweise an Hans Peter Landolts glänzend geschriebene «Schweizer Barockkirche» (Huber & Co. Frauenfeld, 1948). Es ist aber viel umfangreicher und erschöpfender; die Erkenntnisse und Erfahrungen eines halben Lebens sind darin mit erstaunlicher Sachkenntnis verarbeitet. Buchowieckis Werk bedeutet ein wahres Kompendium der österreichischen Gotik; in Anlage und Denkweise geht es von Richard Kurt Donins klassischem Werk über die Bettelordenkirchen Österreichs aus (Rohrer, Baden bei Wien, 1935). Der Band ist buchtechnisch recht bescheiden ausgestattet, inhaltlich aber eine wahre Meisterleistung überlegener Kunstforschung.

Linus Birchler

HANS HOFFMANN, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich, Band VI. Die Stadt Winterthur, von Emanuel Dejung und Richard Zürcher, und die Stadt Zürich (Kunstgeschichtliche Zusammenfassung), 464 Seiten, 19×25 cm, 333 Abbildungen, Verlag Birkhäuser, Basel, 1952.*

Dieser siebenundzwanzigste Band des Gesamtwerkes «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» widmet 398 Seiten der Stadt Winterthur und ihren Vororten. Es ist bei aller Bescheidenheit ein imposantes Bild von zäher, konsequenter Entwicklung einer Kleinstadt, die sich ein kulturelles Niveau zu wahren weiss, selbst in Jahrhunderten ausgesprochener Unterdrückung. Ausserdem ist Winterthur vorbildlich in der sauberen Trennung von Altstadt und Neuquartieren, was eine Freihaltung der Altstadt vom Durchgangsverkehr ermöglicht.

Das wichtigste, in diesem Band behandelte mittelalterliche Bauwerk ist die romanische Kirche von Oberwinterthur mit ihren Wandgemälden von etwa 1340 – die Kinobestuhlung und die seinerzeit als besonders modern empfundene Orgel trüben den Eindruck, doch zerstören sie ihn nicht. Ein traurigeres Kapitel ist das ehemalige Dominikanerinnenkloster Töss. Höchst seltsam die Schlosskapelle der Mörsburg, deren romanisierende (leider zu stark renovierte) Stuckkapitelle mit der Ge-

mahlin Hartmanns d. Ä. von Kiburg, Margarete von Savoyen, in Zusammenhang gebracht werden. Berechtigterweise kommt der spezielle Ruhm Winterthurs, seine Öfen, ausführlich zur Darstellung. Sehr fein charakterisiert R. Zürcher die stilistischen Nuancen der Bauten; das Rathaus ist nach Plänen von Ulrich Büchel erbaut, von dem das Haus «Zum Kirschgarten» in Basel stammt. Interessant sind auch die spätklassizistischen Bauten von Zeugheer und anderen, die im Stadthaus von Gottfried Semper mit einem Bauwerk von internationalem Rang gipfeln. Es ist richtig, dass hier die sonst gültige Zeitgrenze «bis 1850» etwas überschritten wird. Nicht mehr im Bild dargestellt ist die Entwicklung der letzten hundert Jahre, in denen das grossartige Mäzenatentum mehrerer Winterthurer Familien, vor allem von Vater und Söhnen Reinhart, der Stadt eine Wichtigkeit als Kunststätte und Pflegestätte der Musik verliehen hat, die in keinem Verhältnis zur Einwohnerzahl steht.

Der viel kürzere zweite Teil von Prof. Hans Hoffmann bringt eine ausgezeichnete Zusammenfassung der kunstgeschichtlichen Entwicklung der Stadt Zürich, sowie Nachträge zu den früher erschienenen Bänden, die einen lehrreichen Einblick in die ungeheure gewissenhafte Kleinarbeit geben, die diesen Inventaränden zugrunde liegt. Auch kann auf neue Forschungsergebnisse hingewiesen werden, die sich durch die Ausgrabungen auf dem Lindenhof und unter der Wasserkirche ergeben haben. Unter «Literatur» wäre der Aufsatz von P. Cunibert Mohlberg und Otto Homburger in ZAK Bd. 5 (1943), S. 31, nachzutragen, das Psalterium Gallicanum der Zürcher Zentralbibliothek betreffend (Car. C. 161 = Nr. 324) und hiezu Maurice Cœns «L'origine corbéienne du psautier de Zurich Car. C. 161 d'après ses litanies» in *Analecta Bollandiana*, Bd. LXIX, S. 107, Bruxelles 1951. Es wird darin die Herkunft dieser karolingischen Handschrift aus der Bibliothek des Fraumünsters und ihr Ursprung in Corbie wahrscheinlich gemacht. Auch Otto Homburgers Nachweis eines Stilzusammenhangs einiger Grossmünsterskulpturen mit Bauten im Roussillon und in Katalonien (Elne, Ripoll) kommt sowohl im früheren wie im vorliegenden Zürcher Band etwas zu kurz – es wäre schade, wenn sie in Vergessenheit gerieten. Die Zürcher und die katalonischen Beispiele als Ausstrahlungen eines gemeinsamen lombardischen Zentrums zu deuten, kann nicht ganz überzeugen, da die katalonischen allen lombardischen (besonders Pavia) an plastischer Qualität eindeutig überlegen sind.

Peter Meyer